

— Heft 18, VIII. Jahrg. Im Boudoir. 15. Juni 1895. —

### Von der Kaiserin Elisabeth.



**N**on der höchsten Frau des Reiches wird im Allgemeinen wenig geschrieben und gesprochen und doch erweckt ihr Name, wenn er genannt wird, die innigsten Sympathien, und mit wahrer Verehrung blickt jeder Oesterreicher zu ihr empor. Der schwerste aller Schicksalsschläge, von welchem das erlauchte Herrscherhaus heimgesucht worden, und der das warnfühlende Mutterherz auf's Tiefste getroffen, hat dasselbe von der Außenwelt so abgezogen, daß die hohe Frau eigentlich nur den Personen ihrer nächsten Umgebung bekannt ist. Dies mag zu manchen Phantasiegebilden über ihr Wesen Anlaß gegeben haben, welche schließlich doch nur dem begreiflichen Gange der öffentlichen Meinung und des Publikums entspringen, sich mit der Monarchin zu beschäftigen. Es würde bei ihrem stillen Lebensgange ebenso wenig den Intentionen der Kaiserin, wie dem Zartförmigen entsprechen, die Schleier einer gefuchten Abgeschlossenheit lüften zu wollen; man erwarte daher nicht, daß wir in vorliegender Skizze mehr bringen als einige auf diesen bewunderungswürdigen Charakter fallende Schlaglichter; noch weniger erwarte man aber bei der großen Einfachheit, die sie sich zur Norm gemacht zu haben scheint, irgend welche die Mode betreffenden Eröffnungen. Wer je die Kaiserin in der Nähe gesehen hat, dem wird die Schlichtheit und Noblesse in ihrer Kleidung aufgefallen sein. Von jeher hat die hohe Frau prunkvolle und auffallende Toiletten wenig geliebt, sondern immer durch den edlen Geschmack ihrer Roben die Bewunderung aller zu fesseln gewußt. Eine besondere Vorliebe hegte sie selbst zur Zeit ihrer Jugendblüthe für düstere Farben und zog graue und violette allen anderen vor. Seit dem Verluste ihres Sohnes hat die hohe Frau die Trauer nicht mehr abgelegt und erscheint ihre jugendlich schöne Gestalt in den schwarzen Gewändern um so schlanker und elastischer. Auf Hoffesten überstrahlt die Kaiserin durch die auffallende Grazie in jeder ihrer Bewegungen, welche durch außerordentliche Ruhe noch erhöht wird, alle anderen Damen des Hofes.

Das herrliche, in reichen Flechten den schöngeformten Kopf umschließende Haar, hat seine Farbe und Fülle unverändert erhalten und dies ist gewiß dadurch zu erklären, daß es nie in die verschiedenen Modefrisuren eingezwängt wurde. In früheren Jahren, als die hohe Frau noch mehr Werth auf Toilette legte und häufiger in der Oeffentlichkeit erschien, hat sie derselben nur verhältnißmäßig sehr wenig Zeit gewidmet. Das Anprobiren der Roben war ihr so lästig, daß sie sich gewöhnlich eine Kammerfrau wählte, die annähernd ihre Gestalt hatte, und die für sie alle Kleider probiren mußte. Eine Modedame im heutigen Sinne des Wortes ist die Kaiserin nie gewesen, und hatte nie übertriebenen Luxus; auch großen Wechsel in ihrer Kleidung mochte sie nie, wie sie sich auch von ihr liebgewordenen Toilette-Gegenständen nicht leicht trennt.

Bekanntlich ist die Kaiserin eine ausgezeichnete Touristin und macht mit Vorliebe die größten Bergtouren; doch geschieht dies in einfachen, praktisch geschürzten Kleidern und keineswegs in den bei der jetzigen Damenwelt so beliebten sportlichen Bergcostümen. Nicht nur in der Kleidung, auch in ihrer ganzen Lebensweise hat die hohe Frau immer eine ungemein große Einfachheit beobachtet, so insbesondere was die Zusammensetzung ihrer Mahlzeiten betrifft. Ihre Hauptmahlzeiten bestehen aus Milch und nur einmal des Tages nimmt Ihre Majestät Fleischnahrung zu sich, u. zw. geschieht dies zuweilen schon um acht Uhr

morgens. Große Vorliebe hegt die hohe Frau für Süßigkeiten und Backwerk aller Art, und läßt sich mitunter letzteres selbst auf ihren Reisen von der Hofküche nachschicken; die Kaiserin lebt äußerst mäßig und stellt auf ihren Fuhrtouren die bescheidensten Ansprüche. In Folge ihres häufigen Leidens ist sie viel von Wien abwesend und dadurch leider zu wenig bekannt. Wer in ihrer Nähe lebt, kann nicht genug von ihrer rührenden Herzensgüte und Leutseligkeit erzählen, sowie von der huldvollen Weise, mit welcher sie geleistete Dienste anzuerkennen weiß. Wenn die Kaiserin nicht wünscht, daß viel von ihrem Thun und Lassen in die Oeffentlichkeit dringe, so mag die Schuld daran wohl zum Theile in der Art und Weise liegen, wie dies oft zu geschehen pflegte, und daß man es dabei zuweilen an der schuldigen Rücksicht und Wahrheitsliebe oder an genügender Information fehlen ließ. Vor

Jahren wurde einmal berichtet, daß eine Kammerfrau der Kaiserin in der Nacht gestorben sei und daß man die hohe Frau den nächsten Morgen in aller Früh schon im Prater reiten gesehen habe. Daß die Kaiserin die ganze Nacht am Bette der Kranken gesessen und sie selbst gepflegt hatte bis zum letzten Athemzuge, und daß sie nur dem natürlichen Bedürfnisse folgend, um sich nach der durchwachten Nacht ein wenig zu erfrischen, den Ritt unternommen hatte, davon wußte kein Blatt etwas zu berichten.

Wenn die hohe Frau mit Leuten aus dem Volke in Berührung tritt, so geschieht es immer in der herzwinnendsten Weise, welche die Leute beglückt und entzückt. Daß die Kaiserin sich vor dem großen Publikum zurückzieht, hat seinen Grund wohl in der mitunter beispiellosen Indiscretion desselben und es darf wohl nicht Wunder nehmen, daß die hohe Frau dem ungebührlichen Angaffen und Umdrängen der Menschenmenge zu entgehen sucht.

Den größten Theil ihrer Zeit widmet sie den Wissenschaften und dem Studium der lebenden Sprachen, denen sie ungemein viel Interesse entgegenbringt. Die Kaiserin ist von einer staunenswerthen Belesenheit in den verschiedensten Gebieten des Wissens. Ein berühmter, nun verstorbener Architekt, dem mitunter Gelegenheit ward, mit ihr zu sprechen, konnte nicht genug ihre umfassende Bildung und ihr klares, verständiges Urtheil in Kunstfachen rühmen. Scherzend sagte er, wenn die Kaiserin ein Gespräch über wissenschaftliche Themata anschlage, müsse man sehr unterrichtet sein, um vor ihr bestehen zu können; denn sie sei in allen Gebieten zu Hause. Allgemein bekannt ist ihre außerordentliche Kenntniß aller modernen Sprachen; sie beherrscht jetzt auch das Neu-Griechische vollkommen und weiß sich in Leichtigkeit mit der Bevölkerung in Corfu zu verständigen. Bei ihren wiederholten Schulbesuchen läßt sie mit Vorliebe die Schuljugend in den Sprachen examiniren und weist oft auf die Nothwendigkeit einer gründlichen Erlernung der modernen Sprachen hin.

Große Vorliebe hegt die Kaiserin für Poesie; bekannt ist ihre begeisterte Verehrung für Heine, die soweit geht, daß sie einmal eigens auf einige Stunden nach Hamburg reiste, um die daselbst lebende Schwester des Dichters, Frau v. Embden-Heine aufzusuchen. Ihre Majestät kam um 9 Uhr morgens in Hamburg an, und sandte gleich darauf einen Commissionär zu Frau v. Embden-Heine mit der schriftlichen Ansage, daß sie um 11 Uhr dieselbe zu besuchen gedenke. Das Ehepaar war anfangs nicht wenig überrascht über den angekündigten hohen Besuch und wußte nicht recht, wie derselbe gebührend zu empfangen wäre; auch war die Zeit, um Erkundigungen einzuziehen, nicht ausreichend. Frau v. Embden-Heine suchte nun ihr schönstes Seidenkleid und ihre beste Haube heraus, und auch ihr Mann warf sich in den größten Staat und zitternden Herzens erwartete das Ehepaar die Monarchin. Doch bei den ersten Worten der erlauchten Frau schwand die Schüchternheit des greisen Paares, und sie vergaßen, daß sie mit einer so hohen Frau sprachen; so herzlich und liebevoll war die Art der Begrüßung. Die Kaiserin erfuhr von der redselig gewordenen alten Frau alles, was sie zu wissen begehrte und was bei ihrer großen Bewunderung für Heine für sie von Interesse sein konnte. Während zweier Stunden ließ sich die Kaiserin von der greisen Schwester des Dichters aus dem reichen Schatze ihrer Erinnerungen an Heinrich Heine erzählen. Frau v. Embden-Heine hatte schon vorher alle von ihrem Bruder herrührenden Gegenstände und Schriften zu einer kleinen Ausstellung hergerichtet. Mit huldvollen Dankesworten verabschiedete sich der hohe Besuch und verließ noch am selben Tag Hamburg. Ungefähr zu derselben Zeitpoche hatte Ihre Majestät den in Wien lebenden Neffen des Dichters zu sich beschieden, um sich auch von ihm aus den Familien-Erinnerungen mittheilen zu lassen. Vor einigen Jahren wurde die Errichtung eines Heine-Denkmal in Düsseldorf angeregt und Sammlungen wurden veranstaltet, die jedoch ein sehr geringes Ergebnis lieferten. Eine Persönlichkeit der Umgebung der Kaiserin stellte ihr vor, daß das Unternehmen leicht zu Stande kommen würde, wenn die hohe Frau selbst den größten Theil der erforderlichen Summe beisteuern würde; welchen Vorschlag die Kaiserin jedoch mit dem sehr bemerkenswerthen Aussprache ablehnte: »So weit ich Heine aus seinen Schriften kenne, würde es ihm wenig Freude bereitet haben, sein Denkmal bloß der Fürstengunst verdanken zu müssen.«

In dem abgeschlossenen Parke ihres zauberhaft am Meere gelegenen Schlosses zu Corfu hat Ihre Majestät ihren Lieblingsdichter durch Errichtung eines Marmor-Standbildes in privater Weise geehrt. Die außerordentliche Vorliebe der Monarchin für die Antike und ihr ausgebildeter Kunstsinne hatten sie nicht nur bei der Ausschmückung des Schlosses in Corfu, sondern auch bei der jenes in Lainz geleitet; ihr edles Schönheitsgefühl spricht sich deutlich darin aus.\* Die erlauchte Frau hat in beiden Schlössern jede Skizze für den malerischen Wandschmuck selbst ausgesucht und mit großem Verständniß gewählt. Ebenso ausgebildet ist ihre Kenntniß im Hinblick auf kunstgewerbliche Gegenstände. Bei der Einrichtung ihrer Appartements in der Hofburg, wählt sie persönlich jeden Stoff aus, und weiß sehr genau zu unterscheiden, was von bester Qualität ist, und was von minderem. Der überaus große Comfort, der die Appartements der Kaiserin so wohnlich macht, ist ausschließlich auf ihre eigene Angabe zurückzuführen. Bei ihren häufigen Reisen in Italien hat sie den Sinn für Plastik sehr entwickelt und hat dort nicht nur bei modernen Künstlern eine Anzahl von Bestellungen für die Ausschmückung des Achilleon gemacht, sondern auch zu gleichen Zwecken kostbare Antiken aus dem Palazzo Borghese gekauft.

Obwohl es ihr nie in den Sinn gekommen ist, auch nur den geringsten Einfluß auf politische Angelegenheiten welcher Art immer zu üben, verfolgt die Monarchin die Tagesereignisse doch mit lebhaftem Interesse und liest daheim wie in der Fremde täglich Wiener Zeitungen. Dabei scheint sie einigen Werth darauf zu legen, auch die Meinung der jeweiligen Regierungs-Opposition näher kennen zu lernen, wie zu verschiedenen Zeiten aus der Wahl der zur Lectüre bestimmten Blätter hervorgegangen ist. Ihre vorurtheilsfreie Wißbegierde und das Streben nach Erforschung der Wahrheit, geht sehr weit; als sie z. B. vor vielen Jahren bei einem hervorragenden Publicisten und Abgeordneten Unterricht in der ungarischen Sprache nahm und einmal von einer wegen ihrer offensiven Haltung confiscirten Brochure sprechen hörte, bestand die hohe Frau darauf, daß der Lehrer ihr die betreffende Schrift verschaffe. Mit großem Interesse las sie die Flugchrift und stellte sie dann mit einigen, ihr richtiges Urtheil verrathenden, treffenden Bemerkungen zurück. In allen Lebenslagen hat die Kaiserin immer eine bewunderungswürdige Ruhe und Geistesgegenwart bewahrt, ebenso auch bei dem schweren Schicksalschlage der das Herrscherhaus betroffen und bei welchem sie, wie allgemein bekannt, ihrem kaiserlichen Gemal in des Wortes edelstem Sinne eine Stütze und Trösterin gewesen.

Angst und Bangen scheint die hohe Frau nie gekannt zu haben, auch dann nicht, wenn bei einem Elementar-Ereignisse wirkliche Gefahr drohte. In einer solchen sah sich die Monarchin während einer vor zwei Jahren unternommenen Seereise im Mittelmeere. Das Schiff, welches hierbei benützt wurde, schien für eine so stürmische Fahrt nicht mehr recht geeignet zu sein und es bedurfte der voll angespannten Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart des Capitäns, sowie des aufopfernden Zusammenwirkens der Officiere und der Mannschaft, um die Nacht vor einem Schiffsbruch zu retten. Während dieses Sturmes bewahrte die Kaiserin die größte Ruhe und Unererschrockenheit, beobachtete die zur Abwendung der Gefahr getroffenen Maßregeln und dankte, als das Schwerste überstanden war, dem wackeren Capitän, huldvoll hinzuzugend, sie werde bei der nächsten Landung ihn und die Officiere zur Tafel laden. Thatsächlich gab die hohe Frau in einer der französischen Hafenstädte der Riviera ein glänzendes Diner, bei welchem sie den Vorsitz führte und selbst das Glas erhebend, in rührenden Worten der Anerkennung der aufopfernden Pflichttreue gedachte, welche der Capitän und die Officiere in der Stunde der Gefahr bewiesen. Man kann sich leicht vorstellen, welchen tiefen Eindruck und welche eine Begeisterung es hervorrief, als die Kaiserin nach diesem warm empfundenen Toaste auf das Wohl der Ebengenannten trank, denen hiedurch eine überaus seltene Auszeichnung zu Theil geworden. Dieser schöne Zug spricht neuerlich dafür, daß die hohe Frau jeden ihr geleisteten Dienst dankbar anzuerkennen weiß und daß sie, wenn ihr der Augenblick hiesfür geeignet erscheint, sich gegen die Außenwelt durchaus nicht so vollständig abschließt, wie vielfach angenommen wird. X.

\* Unser Titelbild zeigt Ansichten der beiden Schlösser.

### Wiener Bildhauerinnen.

Es ist wirklich erstaunlich, wie viele Malerinnen es heute gibt! Es ist wahr, nicht alle sind, wenn man so ungalant ist, einen gerechten kritischen Maßstab an ihre Leistungen zu legen, Künstlerinnen; aber es findet sich doch eine stattliche Anzahl unter ihnen, denen man diese ehrende Bezeichnung ohne alle Schönfärberei zuerkennen darf. Die Malerei ist eben doch eine nicht gar so entschieden männliche Kunst wie die Bildhauerei und so sind nun auch in der gegenwärtigen Jahresausstellung im Künstlerhause neben vielen Malerinnen nur drei Bildhauerinnen erschienen; es sind dies die drei Damen: Melanie von Horsetzky, Feodrowna Ries und Ella Weber; alle drei verdienen es, Künstlerinnen genannt zu werden und es sind ihre Plastiken auch an sehr günstigen Plätzen, im sogenannten Säulensaal des Künstlerhauses aufgestellt. Von Melanie v. Horsetzky sehen wir eine lebensvoll ähnliche Porträtbüste des Admirals Sternel, von schärfster individueller Charakteristik, von Feodrowna Ries, zwei Porträtbüsten, die Eltern der Künstlerin darstellend, mit pietätvoller Sorgfalt und einem überraschenden Blick für Eigenart, in Marmor ausgeführt; von Ella Weber endlich ein Reliefbildnis des verstorbenen ausgezeichneten Musikers und Violin-Virtuosen Josef Hellmesberger. Zwei der genannten Künstlerinnen sind Wienerinnen. Feodrowna Ries ist in Rußland geboren. — Diese ausgezeichnete Schülerin des Professors Hellmer brachte ihre Jugend in Moskau zu und erhielt ihren ersten Unterricht dort in einem französischen Erziehungsinstitute; sie war, wie sie selbst sagt, recht schlecht angefahren bei ihren Lehrerinnen; denn es interessirte sie vielmehr, diese, indem sie »entlehntes« Brod als Modelierstoff verwendete, so grotesk als möglich zu karrikiren, als sich in den verschiedenen vorgetragenen Disciplinen heimlich zu machen. Nachdem sie da einige Jahre zugebracht, wurde sie von ihren Eltern nach Hause genommen und dort zeigte sich ihre Anlage für die bildende Kunst dadurch recht deutlich, daß sie die Porträts, welche ein etwas schwacher Maler von ihren Eltern anfertigte, so glücklich corrigirte, daß dieser Maler selbst erklärte, sie besitze ein ausgesprochenes Kunsttalent. »Und so kam ich,« berichtet die Künstlerin, »an die Akademie, wurde aber meines lebhaften Temperamentes wegen bald — ausgeschlossen.« Und nun malte und modellirte sie auf eigene Faust und stellte einige Bilder in Moskau aus, welche bei dem Publikum und bei der Kritik Beifall fanden. Das bewog ihre Eltern sie nach Wien gehen zu lassen, wo sie, die bisher vornehmlich Malerei betrieb, sich vollständig der Plastik widmete. Die noch in Moskau ausgeführte lebensgroße Figur »Die Sommambule« vermittelte ihr den Zutritt in das Atelier Hellmer's, wo sie nun seit zwei Jahren studiert; mit welchem Erfolge, veranschaulichen ihre zwei oben genannten Porträt-



büsten. Die Künstlerin, welche kürzlich erst von einer längeren Reise im Orient wieder nach Wien zurückgekehrt ist, arbeitet gegenwärtig an der Vollendung einer sehr ausdrucksvollen Figur: »Die Heze«.

Melanie v. Horsetzky ist, wie bereits erwähnt, Wienerin und begann und vollendete auch hier ihre Studien unter Professor Robert Trimmel, der gegenwärtig als Lehrer an der Grazer Kunstgewerbeschule thätig ist. Diese Künstlerin entwickelte sich sehr rasch und gewann in verhältnißmäßig kurzer Zeit volle künstlerische Selbstständigkeit, so daß sie nun schon seit vier Jahren im hiesigen Künstlerhause und anderwärts Porträtbüsten ausstellt, von denen mehrere in Bronze und Marmor ausgeführt wurden. Die wegen ihrer markanten Charakteristik bei Gelegenheit der letzten internationalen Ausstellung vielbesprochene Büste des Viceadmirals Eberan von Eberhorst fand nicht nur bei dem Publikum, sondern auch bei der Kritik allgemeine Anerkennung. Von ihren übrigen Arbeiten zeichnen sich einige durch bestrickende Anmuth, andere durch schalkhaften Humor aus; die Künstlerin war vielfach auch für das Kunstgewerbe erfolgreich thätig und arbeitete manches derartige Modell für Ausführung in Bronze und Porzellan; so schuf sie für Weidmann den »Tarokjuden«, für die Schütz'sche Fabrik einen Krug; der als Decor die Sage von »Perseus und Andromeda« veranschaulichte.

Ella Weber ist gleichfalls eine Wienerin und studierte wie Feodrowna Ries bei dem Bildhauer Edmund Hellmer, der bekanntlich als Lehrer ebenso ausgezeichnet ist, wie als selbst schaffender Künstler, und aus dessen Schule eine stattliche Anzahl von Künstlern hervorgegangen, welche die ehrenvollsten Aufträge erhalten und diese in einer Weise ausgeführt haben, welche ebenso ihnen wie der Schule, aus welcher sie hervorgegangen, Ehre macht. Der Schreiber dieser Zeilen hat wiederholt Gelegenheit gehabt, auf das schöne Talent der Künstlerin auf-

merksam zu machen, welche namentlich auch einzelne Kinderbüsten von fesselnder Lieblichkeit geschaffen und voll Arbeitslust und Energie in den verschiedensten Zweigen ihrer Kunst durch bemerkenswerthe Leistungen ehrende Aufmerksamkeit erregte. Sie schuf unter Anderem die schöne Relieftafel zum Gedächtniß des Erfinders der Photogalvanographie und arbeitet gegenwärtig an einigen Büsten und Reliefs, welche ebensowohl von ihrem scharfen Auge für persönliche Charakteristik, wie von ihrer Erfindungsgabe erfreulich Zeugniß geben. Das für das Grabdenkmal Hellmesberger's bestimmte Reliefporträt darf den überzeugendsten Bildnissen der Jahresausstellung beigezählt werden.

Die drei Künstlerinnen haben uns bis jetzt, wie man sieht, durch werthvolle künstlerische Schöpfungen erfreut und — was besonders zu betonen ist — sie versprechen für die Zukunft noch mehr. Em. Manzoni.

## Der Afrikareisende.

Scenen aus dem Kleinleben. Von Ernst Eckstein.

(2. Fortsetzung.)

»S von Maximiliane entsandte also die rothhaarige Apollonia in's Nachbarhaus und ließ Frau Zstett und Fräulein Jenny bitten, doch nach dem Abendbrot noch für ein Weilchen herüber in den Garten zu kommen.

Die Zstett's leisteten dieser Einladung gern Folge. Maximiliane empfing ihre Gäste gleich schon am Hofthor. Man setzte sich vor die ephreubewachsene Mauer am Schuppen und holte die Handarbeiten hervor. Der Afrikareisende ward nur ganz flüchtig gestreift. Als es zu dämmern begann, brachte das Dienstmädchen die Lampe, Martha die Theemaschine. Es war äußerst gemüthlich.

Mehr und mehr vertiefte sich Maximiliane mit Frau Zstett in ein ernstes Gespräch über die jüngsten Excesse der Zstett'schen Köchin. Die pflichtvergessene Mathilde war nämlich zur Nachtzeit davon geschlichen und hatte im Bergkeller mit sittlich entarteten Polytechnikern Orgien gefeiert, Orgien...

Während dieser Erörterungen schritten die jungen Mädchen Arm in Arm durch die Gartenwege, harmlos plaudernd, hier und da eine Rose pflückend. Jenny Zstett erzählte vom letzten Vortrags-Abend im Literatur-Verein, wo Rudolph von Gottschall sein fünfactiges Trauerspiel »Julian Apostata« recitirt hatte. Sie war noch in vollem Zuge, als Martha sich plötzlich von ihren Gefährtinnen trennte. Unter dem Vorwand, für die Tante ein paar Rosen zu pflücken, blieb sie stehen, zupfte ein wenig den nächsten La-France-Strauch und wartete, bis Eleonore und Jenny im Dunkel der Wege verschwunden waren.

»Komm nur!« sagte Eleonore zu Jenny. »Ich muß Dir eine Geschichte erzählen — großartig!«

So riß sie die Freundin rasch mit sich fort und log darauf los, daß sich die Balken bogen. Seit Wochen schon war sie mit ihrer Cousine im Einverständnis; sie wußte genau, was dieser plötzliche Abgang bei dem La-France-Strauch bedeutete.

Martha wandte sich nach der breitwuchernden Kreuzhecke. Hier, wo man gegen das Haus hin vollkommen gedeckt war, stand sehnsüchtig auspähend Roderich Thiele.

Im ersten Jubel des Wiedersehens vergaß das liebende Mädchen alles, was ihr seit dem Eintreffen jenes abscheulichen Karlsbader Briefs die bekümmerte Seele gedrückt hatte. Zärtlich hob sie sich auf den Fußspitzen und bog ihre schlanke Gestalt über die blühenden Weißdornzweige. Roderich nahm ihr Köpfchen in beide Hände und küßte sie heiß auf den Mund. Gleich darnach aber hub sie mit flüsternder Stimme an, ihm ihr Leid zu klagen. Das Unheil schwebte in Gestalt des Afrikareisenden schwer dräunend über dem Humbracht'schen Hause... Tante Maximiliane war wie toll mit dem unpünktlichen Herrn, und je länger sie warten mußte, um so stürmischer würde sie ihn bei seiner demnächstigen Ankunft in's Herz schließen...

Martha schilderte nun in kurzen, drahtigen Zügen die kleinen Ergebnisse der letzten zwei Tage, den verderblichen Plan ihrer Tante, die Wogen der Ungebuld, die höher und höher giengen, und die qualvolle Zaghaftigkeit ihres eigenen pochenden Herzens.

Roderich Thiele wollte sich todt lachen. Trotz der verdrießlichen Hindernisse, die Frau Maximiliane seinen Bewerbungen in den Weg legte, war er doch äußerst empfänglich für die Komik dieser leidenschaftlichen, immer wieder getäuschten Erwartung. Das blonde Mädchen nahm seine Heiterkeit beinahe übel, bis er ihr sanft beschwichtigend über das Haar strich und ernsthaft die Worte sprach:

»Sei nur getroßt, Martha! Du siehst ja, der Himmel selber stellt sich auf unsre Seite! Er hält den alten verliebten Narren irgendwo fest...«

»Was hilft das? Einmal wird er ja doch kommen!«

»Freilich... Aber dann findet sich Rath! Sag' du mir immer, du hättest um einige Wochen Bedenkzeit! Inzwischen werd' ich dem Herrn schon die Suppe versalzen...«

»Wie denn?«

»Ja, das weiß ich noch nicht... Aber verlaß dich darauf, es geschieht!«

Martha senkte den Kopf. Es entstand eine Pause. Möglicherweise rief Roderich Thiele, beinahe zu laut für die gefährliche Situation:

»Höre einmal, da kommt mir eine brillante Idee!«

»Was denn?«

»Ein ulkhafter Einfall ersten Rangs, der uns vielleicht die prächtigsten Früchte trägt! Vorbedingung ist nur, daß der Professor ein paar Tage noch ausbleibt.«

»Das wird er doch wohl...«

»Ich halte es wenigstens für nicht unwahrscheinlich; denn offenbar ist ihm was Ernstliches in die Quere gekommen...«

»Und was hast du denn vor?«

»Das bleibt vorläufig mein Geheimnis! Entwickelt sich die Geschichte programmgemäß, dann wird sie auf deine Tante famos einwirken... Ich für mein Theil bin ja fest davon überzeugt, daß ich auch ohnedies mit ihr fertig werde. Du aber, du kleines, schwaches Geschöpf, du bist für derartige Kämpfe so ganz und gar nicht geschaffen! Dir muß man bei Zeiten zu Hilfe kommen, sonst wirfst du die Flinte in's Korn! Und schließlich, wenn bei der Sache auch gar nichts herauspringt, so ist's doch ein flotter, übermüthiger Streich gewesen, und die Frau Steuer-räthin hat sich ein bißchen geärgert... Ja, das soll sie, von Rechts wegen zur Strafe dafür, daß sie mir so den Stuhl vor die Thür setzt!«

»Ach, Roderich! Im Grund ihres Herzens meint es die Tante so gut...«

»Na ja, es wird ihr ja auch nicht gleich an den Krügen gehen! Gib mir nur morgen bis zwei Uhr Nachricht, ob der Ersehnte nicht etwa doch noch angelangt ist...«

»Wie soll ich das machen?«

»Ich schicke dir punkt zwei einen Dienstmann...«

»Ach, um Gotteswillen, das geht nicht!«

»Laß mich doch ausreden! Ich schicke den Dienstmann selbstverständlich nicht etwa in's Haus. Er soll nur mit dem Glodenschlag zwei drunten vorbeischlendern und hinausschauen. Du stehst dann am Fenster. Wenn du dir mit der Hand über die Stirn fährst, so ist der Professor abermals ausgeblieben und mein Streich kann in Scene gehn.«

»Gut. Ich fahre mir über die Stirn. Aber was ich noch sagen wollte: Wenn der Professor dann später doch kommt?«

»Das müssen wir abwarten. Glück's nicht, dann glückt's eben nicht. Und nun noch eins: Habt Ihr nicht eine Visitenkarte von diesem Welt-fahrer?«

»Gewiß! Natürlich! Die muß auf der großen Achatschale im Wohnzimmer liegen. Wir heben ja alle auf...«

»Möchtest Du mir die Karte nicht holen?«

»Jetzt gleich?«

»Jedenfalls heute noch.«

»Heute noch... Ja, wie fang' ich das an?.. Ach, du lieber Himmel, da ruft schon die Tante! Wart' mal, so geht's! Ich hol' mir ein Umhängetuch... Entweder bring' ich die Karte gleich noch hierher oder ich geb' sie der Lore.«

Sie riß ein paar Nessel vom Stengel, um den Beweis zu erbringen, daß sie die fünf Minuten ihrer Abwesenheit wirklich den Blumen gewidmet. Jenny Zstett, durch die phantastischen Plauderkünste Eleonore's gefesselt, schien diese Abwesenheit übrigens gar nicht bemerkt zu haben. Eleonore gab auf den Zuruf ihrer Mama: »Kinder, wo seid ihr?« ein fröhliches, weithin vernehmbares »Hier!« zur Antwort und zögerte dann so lange, bis Martha sich wieder bei Jenny Zstett eingehängt hatte. Frau Zstett bekam von Martha eine roth flammende Prachtnelke, Tante Maximiliane zwei kleine, zierliche, weiße, die sie mit sanftgeschlossenen Augen traumhaft berieselt und dann kokett zwischen den vierten und fünften Knopf ihrer Taille schob.

Hiernach begann Martha, trotz der noch immer sehr angenehmen Temperatur, etwas zu frösteln. Sie lief hinauf in das Wohnzimmer, durchwühlte den Vorrath der großen Achatschale und fand bald, was sie suchte. Die schöne Reliquie stammte noch aus den Tagen von Elgersburg. Sie wickelte die Visitenkarte in Zeitungspapier und ließ sie sanft in die Tasche gleiten. Hiernach mußte ihr Apollonia den weißwollenen Shawl über die Schultern hängen.

Als Martha wieder den Garten betrat, goß Frau Maximiliane eben den Thee ein. Unbeobachtet schlüpfte das blonde Mädchen links ab nach der Weißdornhecke.

»Hier, mein Liebling!« raunte sie eifrig. »Die Tante hat nichts gemerkt! Aber nun geh' auch!«

Ein letzter, langer, inniger Kuß — und Roderich Thiele schritt langsam und vorsichtig dem Thor seines Hauses zu.

## Viertes Kapitel.

Der Dienstmann Johannes Hüttner, ein stattlicher Bierziger mit schön wallendem Vollbart und grauen, hellblitzenden Augen, hatte seinen regelmäßigen Standort unweit der Hauptpost, wo Roderich Thiele jetzt schon im zweiten Jahr als kaiserlicher Postsecretär beschäftigt war.

An diese altbewährte Persönlichkeit wandte sich Roderich, ehe er am folgenden Morgen in sein Bureau trat. Vertrauensvoll setzte er dem weltkundigen Manne die Situation und den hierauf gegründeten Plan auseinander. Johannes Hüttner lauschte mit großem Verständnis, fuhr sich ein paarmal über den prächtigen schwarzen Bart und erklärte sich schließlich bereit, gegen ein Honorar von sechs Mark — alle Unkosten mit eingerechnet — den Auftrag zu übernehmen.

Zunächst bestand seine Obliegenheit in der mit Martha vereinbarten Fensterpromenade. Pünktlich, wie ein getreuer Soldat, war er zur Stelle. Das blonde Mädchen trat mit dem Glodenschlag zwei an die Brüstung. Als der freundlich emporschauende Dienstmann vorüberkam, preßte sie ihre Hand ausdrucksvoll wider die Stirn. Das hieß verdolmetscht: Professor Theophil Neuling ist auch heute nicht eingetroffen.

Johannes Hüttner fuhr nun zurück nach der Stadt, wo er bis gegen vier Uhr seines verantwortungsreichen Berufes waltete, zwischen-durch aber drei Glas Bairisch, vier Cognacs und einen Korn trank.

Kurz nach vier begab sich Herr Hüttner in seine Wohnung, Röhr-hofgasse 6a, vier Treppen. Die Hilfsmittel, die er zur Ausführung seiner Mission benötigte, lagen hier schön ausgebreitet auf der katumüberzogenen Bettstatt: nämlich sein Sonntagsanzug von schwarzblauem Cheviot, ein paar Glacehandschuhe Numero acht und dreiviertel, ein etwas altfränkischer Cylinder und eine Goldbrille.

Johannes Hüttner machte mit großer Gewissenhaftigkeit Toilette. Daß er, der Mann aus dem Arbeiterstand, die Rolle eines Afrikareisenden spielen sollte, wenn auch nur einem unerfahrenen Dienstmädchen gegenüber, — das schmeichelte ihm doch mehr, als er sich eingestand! Nachdem er die grün und weichenfarbig getupfte Halsbinde mit zwei Sicherheitsnadeln festgesteckt und sich den breitköpfigen schwarzblauen Rock angelegt hatte, holte er aus der grauleinernen Dienstmammsjoppe die große braun-lederne Brieftasche. Er wog und betastete sie und kam zu der Einsicht, daß sie im Sonntagrock doch wohl ein bißchen zu stark aufragen würde.

Vorsichtig nahm er daher die Visitenkarte des Afrikareisenden Theophil Reuling heraus und steckte sie in ein haltbares Briefcouvert.

»Also eingeknickt muß sie werden!« sagte er halblaut. »Und zwar vor den Augen des Dienstmädchens! Wird bestens besorgt werden!«

Zuletzt kam die Brille. Die Brille war unerlässlich. Theophil Reuling und seine Goldbrille gehörten zusammen, wie der Lenz und die Blumen, — und wenn das Dienstmädchen Apollonia den Herrn Professor auch niemals gesehen hatte, so durfte doch dies wesentliche Kriterium nicht fehlen.

Die Brille war für den wackeren Johannes Hüttner das Unangenehmste. Sie rutschte bei der geringsten Bewegung nach vorn. Nachdem er sie vor dem Spiegel mehrfach probirt hatte, schob er sie kurz entschlossen in seine Rocktasche. Es war ja noch Zeit, wenn er sie draußen im letzten Moment aufsetzte.

Nun stülpte er sich den altfränkischen Hut über das Haar, nahm seinen Regenschirm und eilte mit ruhiger Entschlossenheit dem Böhmisches Bahnhof zu. Dort nahm er sich eine Droschke, setzte sich würdevoll in die blauschwellenden Polster und rief, schon jetzt einen selbstbewußt-academischen Ton annehmend, die Worte aus:

»Blauen, Hochstraße fünfzehn!«

Nach viertelstündiger Fahrt hielt die Droschke am Landhaus der Steuerrätin. Johannes Hüttner stieg aus.

»Bitte, warten Sie!« sprach er mit einer vornehmen Handbewegung zum Kutscher. Dann griff er heimlich nach seiner Brille und schritt langsam dem Eingang der Villa zu.

Es schlug gerade halb sechs, als Hüttner kurz und energisch klingelte. Die erbärmliche Brille, die er von seinem Logisnachbarn Ottomar Zichalig geborgt hatte, wollte und wollte nicht sitzen. Hüttner mußte den Kopf ganz steif halten. Aber das lag ja vielleicht im Geist seiner Rolle...

Die rothhaarige Apollonia öffnete.

»Kann ich die Herrschaften sprechen?« fragte Johannes im reinsten Hochdeutsch.

»Hut mir leid,« versetzte das Mädchen. »Es ist niemand zu Hause.«

Johannes hatte die Karte Theophil Reuling's inzwischen bereits aus dem Couvert geholt.

»Das ist ja schade, außerordentlich schade!« murmelte er mit einer flüchtigen Kopfbewegung, bei der ihm die Goldbrille des Gymnasiallehrer-amts-Candidaten Zichalig tief herab auf die Nase rutschte. »Ich komme von Karlsbad... Unvorhergesehene Hindernisse...«

Er knickte die Karte und reichte sie mit weltmännischer Nachlässigkeit hin.

»Ach, der Herr Professor?...« rief Apollonia. »Da wird die gnädige Frau aber schön ärgerlich sein, daß sie grad' heut in Gesellschaft ist! Die ganze Zeit über hat sie ja schon auf den Herrn Professor gewartet!«

»So?« lächelte Hüttner. »Neuzerst schmeichelhaft.«

Er warf dem Mädchen einen nicht ganz professoralen Blick zu. Das bralle Persönchen sah mit den blaushimmernden Augen so treuherzig zu ihm auf, daß er den Wunsch verspürte, sie nach alter Dienstmamsgepflogenheit in die Wange zu kneifen. Doch bändigte er noch rechtzeitig

diesen verfänglichen Drang, schob sich die Brille zurecht, die bei dem zärtlich gelächelten »So?« wieder nach vorne geglitten war, und sagte mit fester Stimme:

»Also die Herrschaften sind in Gesellschaft? Nun, dann will ich auch weiter nicht stören. Empfehlen Sie mich und geben Sie ja meine Karte ab! Es hätte mir ganz außerordentlich leid gethan, und Fräulein Martha, die ließ' ich noch extra grüßen! Ja, und die Herrschaften möchten mir gütigst Nachricht geben, um welche Zeit ich nun wieder vorsprechen soll.«

»Danke sehr!« knixte das Mädchen. »Werde das schönstens ausrichten.«

Ruhig und gleichmäßig stetzte Johannes Hüttner die Treppe hinab und fuhr nach dem Lagerteller. Nachdem er den Kutscher bezahlt und sich ein Belohnungsseidel gegönnt hatte, übermittelte er dem Herrn Postsecretär auf telephonischem Wege die Bottschaft, daß Alles gut gegangen.

Roderich telephonirte zurück:

»Bravo! Trinken Sie auf mein Wohl, so viel Sie bewältigen können! Morgen um acht Uhr früh sind Sie dann hoffentlich wieder bei klarer Vernunft und berichten mir!«

Die Zahl der »Ganzen«, die Hüttner an diesem Abend vertilgte, war grausenregend.

Unterdessen hatte Frau Humbracht in dem gastlichen Heim ihrer Freundin Clotilde Steinmeyer gegen den Ingrimm, der sie jetzt mit dreifacher Heftigkeit schüttelte, muthvoll angekämpft.

Es war eine auserles'ne Gesellschaft, die sich hier um die lebenswürdige Hausfrau und ihre drei Töchter scharte. Da sah man die Frau Majorin z. D. Gumpelt, wie sie, von hellgrüner Seide umwallt, in echt militärischer Haltung die blumige Tasse zu den farblosen Lippen hob. Da blühte die kurzhafige, ährenblonde Frau Kullmann, die Gattin eines wenig beliebten Arztes, die sich im reinsten Wachwitzer Dialect über das Einmachen der Erdbeeren unterhielt. Da lächelte zwischen Frau Illstett und der glattgeschichtelten Pensionatsvorsteherin Pfammüller die kleine, bewegliche Gattin des Amtsrichters Bandius...

Die älteren Damen saßen im Hauptjalon; die Jugend, darunter Martha, Eleonore und Jenny, vertheilte sich in zwei Nebengemächer, wo die Steinmeyer'schen Töchter mit großer Artigkeit die Honneurs machten.

Der Kaffee war köstlich, der Sträußelkuchen brillant, die Windbeutel und die Cistorte über jegliches Lob erhaben. Trotzdem fand die erregte Frau Maximiliane nicht den gehofften Frieden. Kaum war nämlich die kurzhafige Doctorin Kullmann zu Ende mit ihrem Vortrag über das Erdbeer-Einmachen, als ihre feiste, ölige Stimme quer über den Tisch rief:

»Nun, Frau Steuerrätin, Sie haben ja jetzt einen so höchst interessanten Besuch im Hause! Einen Afrikareisenden!«

Der Steuerrätin schoß das Blut in den Kopf. War das nun heuchlerisch-elende Bosheit oder wirkliche Unkenntnis? Aus dem platten Wellfleischgesicht mit den süß zwinkernden Neuglein war nicht klug zu werden. Das sah immer so harmlos und gutmüthig drein, auch wenn es die schönsten Persidien aufsticht.

(Fortsetzung folgt.)



## Aus der Farbenwelt.

Von Dr. Max Weinberg.

Es mag beiläufig fünfzig Jahre her sein, als ein Gerichtsfall, der sich in Paris abspielte, einiges Aufsehen erregte. Wir wollen denselben kurz erzählen, denn er bildet eine kleine, jedoch interessante Episode in der Geschichte unserer Erkenntniß der Farben.

Pariser Modewaarenhändler, welche einem Fabrikanten eine Anzahl rother und blauer einfarbiger Stoffe übergeben hatten, um schwarze Muster darauf

zu drucken, klagten, daß man ihnen rothe Stoffe mit dunkelgrünen Zeichnungen und blaue Stoffe mit Ornamenten in orangefarbigem Braun geliefert, statt der bestellten schwarzen Muster. Es kam zum Prozesse, und der schon damals berühmte Chemiker Chevreul, welcher als Sachverständiger vernommen wurde, wies vor dem Gerichtshofe nach, daß kein Grund zur Klage vorhanden sei. Er umgrenzte die fraglichen Muster mit weißen Papierschnitzeln, welche den farbigen Grund bedeckten und sofort erschienen die Zeichnungen schwarz. Sodann legte er Schnitzel aus schwarzem Tuch auf rothe und blaue Stoffe, und die Tuchstreifen erschienen wie die bedruckten Zeichnungen, nämlich mit einem deutlichen und auffallenden »Stich« ins Grüne, bezw. Orange.

Bevor wir diese merkwürdigen Erscheinungen, die nichts als schöne optische Täuschungen unseres Gesichtsinnes sind, erklären, müssen wir etwas weiter zurückgreifen und der Entstehung, sowie dem Wesen der Farben überhaupt nachforschen.

Folgen wir den glänzenden Linien, welche der von der Hand des Malers geführte Pinsel auf der Leinwand zeichnet, versenken wir den Blick in das blaue Frauenaugenauge, auf den kirchrothen Mund oder die Rosenwangen eines blühenden Mädchens, bewundern wir die in vollem Farbenzauber des Frühling's prangende Landschaft: immer und überall gibt uns die Natur Gelegenheit, eines ihrer uraltesten aber doch schönsten Experimente anzustimmen. In unscheinbares Dunkel gehüllt zu sein, ist die fast allen irdischen Körpern von der Mutter Natur auferlegte Pflicht und nur der Strahl des Lichtes verleiht ihnen den unser Auge entzückenden schönen Schein der Farbe. Man sagt mit vollem Rechte: »Die Farben sind die holden Kinder des Lichtes«, denn ohne Licht gibt es keine Farbe. Welche Dame hat nicht die verschiedene Farbennuancirung wahrgenommen und an sich studiert, die das weiße Licht der Sonne, das diesem am nächsten stehende elektrische Bogenlicht oder das im Tanzsaal von Gasflammen ausgestrahlte gelbe Licht auf ihren Teint, die Toilette u. s. w. ausübt?

Wie allgemein bekannt, ist das von der Sonne oder unseren irdischen Lampen gespendete Licht durchaus kein einfaches, sondern ein aus unendlich vielen Farbentönen zusammengesetztes. Läßt man nämlich solches Licht durch ein gläsernes Prisma — ein dreikantig geschliffenes Glasstück, wie solche zum Schmucke der Luster oft verwendet werden — hindurchgehen, so breiten sich die Lichtstrahlen in jenes leuchtende Farbenband aus, das Newton, der es zuerst gesehen, mit dem merkwürdigen Namen

»Spectrum«, wörtlich Gespenst, benannt hat. Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo und Violett sind in dem so entstandenen Farbenfächer in einer glänzenden Pracht zu schauen, wie sie selbst der Pinsel eines zweiten Makart nicht auf seiner Palette zu mischen vermöchte. In diesem leuchtenden Farbenbände, welches uns ohne jeden Hilfsapparat die Natur im großartigsten Maßstabe als Regenbogen zeigt, geht das Roth durch unzählige Zwischentöne allmählig in das Orange, dieses ebenso in Gelb, kurz jede der genannten sieben Hauptfarben in die benachbarte über. Um auch für die äußersten Farben Violett und Roth einen Uebergang zu ermitteln, wodurch man einen geschlossenen Farbkreis erhält, denkt man sich (was jedoch beim natürlichen Spectrum keineswegs der Fall ist) zwischen diese beiden Farbentöne Purpur eingeschaltet. Alle diese unendlich vielen Farben setzen in ihrer Gesamtheit das weiße Licht zusammen. Daß dem wirklich so sei, dafür erbrachte Newton mehrfache Beweise. Bemalt man z. B. eine kreisförmige Papierscheibe so mit den aufeinanderfolgenden Spectralfarben, daß jede derselben einen Ausschnitt des Kreises einnimmt, und setzt die Scheibe durch einen geeigneten Apparat in sehr rasche Umdrehung, so werden die Farben im Auge des Beschauers gemischt und der Eindruck ist Weiß. In Wirklichkeit wird allerdings kein ganz reines Weiß, sondern nur ein neutrales Grau zu sehen sein, weil man es hier eben nur mit künstlichen Farbstoffen zu thun hat und zudem die feinen Nuancen des Spectrums fehlen. Vollständig ist der Erfolg, wenn man die farbigen Strahlen des Spectrums selbst zu Weiß vereinigt (sammelt), indem man sie durch eine gewöhnliche Sammellinse hindurchgehen läßt.

Was geschieht nun, wenn die uns umgebenden dunklen Gegenstände, die an sich dunklen Bekleidungsstoffe u. v. von solchem zusammengesetzten Lichte bestrahlt werden und dadurch im Auge zur Wahrnehmung gelangen? Ein Theil des Lichtes wird von diesen Körpern verschluckt und geht dadurch verloren; der übrige Theil wird jedoch zurückgestrahlt, gelangt ins Auge und erzeugt dort den Eindruck jener Farbe, in welcher dieser Gegenstand erscheint. Wird dem zusammengesetzten weißen Lichte etwa der rothe Theil entnommen, so erzeugen die übriggebliebenen Theile des Lichtes im Auge nicht mehr den Eindruck von Weiß, sondern jenen von Blaugrün. Blaugrün ist nämlich die Mischfarbe aller durch Zerlegung des weißen Lichtes erhaltenen (spectralen) Farben mit Ausnahme von Roth. Blaugrün muß deshalb mit Roth gemischt Weiß geben und heißt die Complementärfarbe von Roth. Solche Complementär- oder Ergänzungsfarben sind auch die Farbenpaare Orange und Grünlichblau, Gelb und Indigo, Gelbgrün und Violett, Grasgrün und Purpur. Farbige Scheiben, welche zum Theile mit der einen und zum übrigen Theile mit der anderen Farbe je eines complementären Paares bemalt sind, erzeugen bei der raschen Rotation den Eindruck von Weiß, weil sich im Auge die beiden complementären Farben mischen. Um in der Praxis rasch, wenn auch nicht ganz genau, das Complement einer jeden Farbe zu finden, zeichnet man sich den sogenannten Farbkreis. Man theilt nämlich die Fläche eines Kreises in sechs gleiche Theile und bezeichnet die aufeinanderfolgenden Ausschnitte mit den aufeinanderfolgenden sechs Hauptfarben. Je zwei einander genau diametral gegenüberliegende Farben bilden (annäherungsweise) ein complementäres Paar, also Roth-Grün, Orange-Blau und Gelb-Violett. Genauer zeigt die complementären Farbenpaare der zwölftheilige Maxwell'sche Farbkreis, wobei wieder die Ergänzungsfarben einander genau gegenüberstehen.

Wird demnach der eine Farbenton eines solchen Paares von dem mit weißem Lichte bestrahlten Körper verschluckt, so erscheint derselbe in der entsprechenden Ergänzungsfarbe. Einem in die Geheimnisse der Optik eingeweihten Auge erscheint z. B. der Purpurmantel nur deshalb in seiner eigenthümlichen Farbe, weil der zur Färbung benützte Farbstoff die Eigenschaft besitzt, aus dem weißen Lichte einen gewissen grünen Farbenton auszuwählen, zu verschlucken und den zusammengesetzten Rest des Lichtes — Purpur — zurückzustrahlen.

Das schwarze Trauerkleid verschluckt alle farbigen Bestandtheile des Lichtes und sendet keine einzige Farbe zurück, gleichsam als wollte es damit sagen, daß kein einziger Freundestrahel sich dem gepreßten Herzen zu entringen vermag. Die hingegen im

weißen Gewande prangende Braut strahlt vor wonnigem Entzücken, und selbst ihr Kleid reflectirt sämtliche Strahlen in die Welt hinaus, um jedermanns Auge zu erfreuen und zur Freude zu stimmen.

Daß die Farbe keine reale Existenz hat, sondern an die Beleuchtung gebunden ist, mit dieser entsteht und sich verändert, lehren auch sonst die mannigfachen Erfahrungen des täglichen Lebens. Das Licht der Kerzen und Gasflammen erscheint gelb, da deren Farbenbänder (Spectren) sich von jenem des Sonnenlichtes durch den Mangel an blauen und violetten Farbentönen unterscheiden. Bei solcher Beleuchtung ist bekanntlich Gelb von Weiß nicht zu trennen und Blau sieht aus wie Grün. Die Frauen wissen dies sehr wohl und wählen demgemäß ihre Balltoiletten.

Es ist noch ein Glück, daß unsere Lampen außer gelben auch noch zahlreiche rothe und einige blaugrüne Farbentöne aussenden, denn wäre dies nicht der Fall, so hätte es bis zur Erfindung des sonnenähnlichen elektrischen Bogenlichtes wohl schwerlich einen Ballabend gegeben. Eine ausschließlich gelbe Beleuchtung, etwa durch eine mit Kochsalz gefärbte Spiritusflamme, überzieht nämlich die Gesichter der im dunklen Raume beschienenen Personen mit fahler Leichenblässe.

Während den von uns bisher aus der Welt der Farben erzählten merkwürdigen Dingen wirkliche, man wäre fast versucht zu sagen, greifbare Naturerscheinungen zu Grunde liegen, verfügt die Zauberin Natur noch über eine Menge von Farben-Phänomenen, die bloß als eine Art Betrug des menschlichen Auges als schöne »optische Täuschung« gelten müssen. Wohl alle unserer verehrten Leserinnen haben selbst schon die Beobachtung gemacht, daß z. B. ein grünes Band auf einem rothen Grund viel heller und feuriger aussieht, als dasselbe Band auf einer blauen Unterlage, oder daß von zwei aus dem nämlichen grauen Stoff geschnittenen Streifen der auf schwarzem Kleide viel heller erscheint, als jener auf weißem Gewande. Man glaubt es in solchen Fällen kaum, daß die Streifen aus demselben Stoffe geschnitten wurden. Wahrnehmungen dieser Art, wie sie namentlich Maler, Kunstgewerbetreibende und Modewaarenhändler tagtäglich machen können, bezeichnet die Optik als Täuschung unseres Gesichtsinnes durch Contrastwirkung. Der Ruhm, die Farbenlehre um dieses sehr interessante Capitel bereichert zu haben, gebührt dem schon eingangs erwähnten Michel Eugene Chevreul, jenem ausgezeichneten Pariser Chemiker, der als Nestor der Gelehrten im Alter von 103 Jahren am 9. April 1889 starb. Als Chef der berühmten Gobelin-Manufactur des französischen Staates erkannte dieser Forscher, daß die häufigen Klagen über die Leistungen der mit der Fabrik verbundenen Färberei in Wirklichkeit nicht dieser zur Last fielen, sondern ihre Erklärung in der scheinbaren Veränderung finden, welche Farben durch die Nachbarschaft anderer erleiden. Beobachtet man nämlich mit Aufmerksamkeit zwei benachbarte farbige Gegenstände, so erscheint keiner derselben in der ihm eigenthümlichen Farbe, d. h. so wie er erscheinen würde, falls er bloß allein vorhanden wäre. Jeder der beiden Stoffe zeigt vielmehr einen Farbenton, der gleichsam aus der Mischung der demselben eigenthümlichen Farbe und der Ergänzungsfarbe des anderen Stoffes besteht. Angewendet auf das uns vorliegende Beispiel, begreift man, daß zu dem Grün auf rothem Hintergrunde sich die Ergänzungsfarbe des Roth, das ist Grün, scheinbar hinzumischt und den vorhandenen grünen Ton fatter macht. Zu dem Grün, das auf blauem Grunde zu sehen ist, mischt das Auge die Complementärfarbe von Blau, nämlich Gelb, wodurch das Grün aufgehellt erscheint. Sind solche benachbarte Farben außerdem nicht von gleicher Helligkeit, wie im obigen Falle mit dem grauen Streifen, so wird durch den Contrast der Ton der helleren Farbe herabgestimmt, jener der dunkleren erhöht, indem zu dem Grau auf schwarzem Grunde der Contrast von Schwarz, das ist Weiß, sich hinzumischt, und umgekehrt.

Auf ganz dieselbe Weise erklärt sich der in der Einleitung erwähnte Fall, wo die Unkenntniß der Gesetze des farbigen Contrastes zu gerichtlicher Beschwerde führte. Dieselben Täuschungen des Gesichtsinnes sieht man im Schattenwurf des durch farbige Gläser in ein Zimmer einfallenden Tageslichtes. Alle auf diesem farbigen Grund erzeugten Schatten erscheinen nicht etwa schwarz

oder grau, wie man vermuthen würde, sondern bei deutlicher Beobachtung farbig abgetönt und zwar gleichfalls in der Ergänzungsfarbe des gefärbten Lichtes. Noch einfacher, aber ebenso auffallend, können wir diese Erscheinung sehen, wenn wir schwarze Druckschrift auf farbigem Papier (etwa einen Anschlagzettel mit fettem großen Druck) durch ein darüber gelegtes dünnes Seidenpapier betrachten. Man ist erstaunt, daß die Buchstaben weder grau noch schwarz, sondern genau in dem zur Farbe des Papiers complementären Farbenton erscheinen. Auch diese Erscheinung besteht nicht wirklich, sondern ist blos eine Täuschung unseres Auges, aber wer sie nicht wahrnimmt, ist wegen Farbenblindheit zu beklagen.

Die Kenntniß der Harmonie der Farben, wie sie außer dem französischen Forscher auch von Professor Brücke, dem vor bald drei Jahren verstorbenen weltberühmten Physiologen der Wiener Universität, ausgebildet wurde, hat nicht blos für den Maler und bildenden Künstler hohes Interesse, sondern sie spielt auch in Handel und Gewerbe, im Zeugdruck, bei der Fabrication von Gobelins und Tapeten, sowie nicht minder bei der farbigen Ausschmückung von Interieurs, bei Zusammenstellung von Costümen und Toiletten eine nicht unwichtige Rolle. Jemand, der etwa eine stark geröthete Gesichtsfarbe hat, wird es sorgfältig vermeiden, durch grüne Kleidung seinen rothen Teint zu heben, während andererseits bei blasser Gesichtsfarbe blauer oder grünblauer Koppspuß von Vortheil ist, indem der Contrast die Hautfarbe ins Röthlich-Orange abtönt. Ein durch orangebraune Sommerprossen verunzierter Teint wird bei Vermeidung benachbarter blauer oder weißer Farbe wieder durch Anwendung von Orangebraun abgestumpft.

Gelegentlich seiner Abhandlung über die Theorie des optischen Effectes, welchen die Seidenstoffe darbieten, erzählt Chevreul Folgendes: Einst empfingen den Besuch der jungen Frau Paul Delaroche und ihrer Mutter Horace Bernet, die Gattinnen der berühmten Maler. Man sprach über die Farben, deren Beziehungen und Harmonie, und auf ein Beispiel hinweisend, sagte der lebenswürdige Gelehrte zu Frau Delaroche: »Warum tragen

Sie als Blondine einen weißen Mantel? Die ganze Schattirung, welche eine Farbe Ihrem zarten Fleischton verliehen hätte, geht damit verloren.« »Sehen Sie,« rief die junge Frau zu ihrer Mama, »ich habe auch gesagt, daß mir Weiß schlecht zu Gesichte stehe und ein Mantel von lebhafterer Farbe mich besser kleiden würde.« Chevreul war entzückt von dieser Bestätigung der Wissenschaft durch einen zarten weiblichen Geschmack.

Kennt der Maler den Farbentonstrahl, so vermag er durch diesen Farben erscheinen zu lassen, wo keine vorhanden sind, das heißt, auf neutralem Felde; er hat es in der Macht, Farben in ihrem Tone zu verändern, in ihrer Helligkeit oder Sättigung zu erhöhen oder herabzudrücken. Vermag der bildende Künstler die Veränderungen zu ermessen, welche benachbarte Farbentöne auf einander ausüben, so wird er auf seiner Palette nicht die Farben herstellen, welche er sieht, sondern jene, die er ohne Täuschung des Contrastes sehen würde. Kennt hingegen der Maler die Contrastwirkungen nicht, so gelingt ihm der beabsichtigte malerische Effect und damit die getreue Nachbildung des Originalen erst nach oftmaligen Versuchen und Veränderungen der nebeneinander gestellten Farben. Daß langjährige Erfahrung und angeborenes feineres Farbengefühl auch unbewußt, nämlich ohne Studium der Farbenharmonie, das Richtige treffen läßt, kann nicht bestritten werden; lehrt dies doch ein Blick auf die Gemälde alter Meister ebenso, wie die geschmackvolle Farbauswahl in der Kleidung vieler Frauen, besonders unserer Wienerinnen.



## Humoristisches.

### Pfeile.

Von J. D. Germanicus.

#### Theorie und Praxis.

„Die Theorie, mein Freund, ist grau!“  
Erklärt der große Heide;  
Die Praxis aber macht uns grau  
D’rum gräulich sind sie Beide.

#### Ruhm.

Belobt Dich ein Kleiner,  
Machst Du Dir nichts d’raus;  
Belobt Dich ein Großer,  
Macht er sich nichts d’raus;  
Und rühmen Dich gar die „Collegen“,  
Dann ist’s ein bedenklicher Segen.

#### Eine Kritik.

„Wie gefällt Dir das Kind meiner Muse  
War je so was Liebliches da?“  
„Es fehlt ihm ein Zug von der Mutter;  
Im Uebrigen: ganz der Papa.“

#### Correctur.

„Mit dem Hute in der Hand  
Kommt man durch das ganze Land“ —  
Ist gewiß ein Druckversehen:  
Mit dem Muthē soll da stehen!

#### Was die Männer nicht wollen.

Jeder Mann will, daß seine Frau hübsch gekleidet erscheine, daß sie seinen Freunden gefalle, daß man sie jung aussehend finde, daß sie noch Tänzer bekomme, daß sie für geistreich gelte und in der Gesellschaft glänze. Aber er will nicht — daß man sie für coquett hält.

#### Was die Frauen nicht wollen.

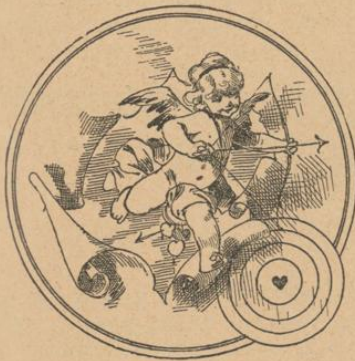
Jede Frau will, daß ihr Mann sie allein und keine andere Dame bewundere, daß er ihre Küche für die beste der Welt erkläre, daß er den Abend nur mit ihr verlese oder doch nie spät heimkomme, daß er nicht zu viel rauche, daß er reichlich Wirtschaftsgeld hergebe und seine Frau für die sparsamste der Welt halte, daß er leise aufrete wenn sie Kopfschmerz hat, daß er sich die Schuhe gut abputze, damit der Teppich geschont werde, daß er voll Antheil ihre Klagen über das »Mädchen« anhöre, daß er nie widerspreche. Aber sie will nicht — daß man ihn für einen Pantoffelhelden ansehe.

### Der Heiratschwindler.

(Zwischen zwei älteren Mädchen.)



— Das arme Geschöpf! Durch so einen elenden Heiratschwindler in’s Unglück gebracht. Verspricht ihr die Ehe —  
— Nun — und?  
— . . . und heiratet sie wirklich!!



Correspondenz der „Wiener Mode“.

Clarisse B. in Frankfurt a. M. Es ist nicht ganz unrichtig, daß die Blouse nunmehr sehr viel getragen wird und sehr viele Damen dies kleidbare Garderobestücke nicht mehr anschaffen wollen; wir werden mit unserem nächsten Hefte (19) eine bei uns vorbereitete Specialität in 15 bis 16 verschiedenen Modellen bringen, die ebenso kleidbar und bequem ist wie die Blouse und doch wieder ein ganz neues Genre darstellt.

J. K. Das resultierende Strichbild ist gar so unsymmetrisch. Vielleicht etwas Anderes.

Frau Verona Seidel, Bukarest. Mit Vergnügen geben wir an dieser Stelle eines Ihrer Gedichte.
„Liebe! wer hat dich erdichtet, Götter oder die Hölle? Daß den Eimen vernichtet Deine zermalmende Kraft, Während der Andre erhoben Auf deinen Flügeln sich schwinget Auf, zu den Sternen, dort oben Schwelgend in himmlischem Glück?
O, du entblätterst die Seele, Läßest sie schmutzlos und öde, Knickst die herrlichsten Blüten, Triffst sie verächtlich in Staub — Oder du zauberst Wunder Aus todgegläubten Herzen, Wo die vernarbte Wunde Eisüberzichtet schon froh — Paradiese hervor!“

Frau Professor D... r, Grimma in Sachsen. „Der Mensch blüht auf wie eine Blume und wird gebrochen“ ist aus dem Buche Hiob und die Frau Gräfin Ballesstrem irrte sich. Die anderen Citate sind zu ungenau und allgemein.

Farben-Freundin. Wenn die Beschreibungen der Farben Ihnen nicht genügen, so abonnieren Sie das farbige Prachtalbum „Neue Wiener Modelle“. Das eben erschienene Sommer-Album zeigt Ihnen alle Modifarben genau an. Sie finden es übrigens in den meisten besseren Salons und Modewaren-Geschäften.

Himmelschlüssel 19. Es ist absolut unpassend, daß ein junges Mädchen von einem Herrn, und hege sie die größte Sympathie für ihn, auch nur das kleinste Armband annehme.

Frau Karlmann in B. und an viele Abonnentinnen. Es ist nur unsere Pflicht, zu Zeichnungen der „Wiener Mode“ Schnitte zu liefern, keinesfalls aber verstehen wir uns dazu, diese für Abbildungen aus Preis-Katalogen anzufertigen und dies umso weniger, als diese Preis-Courante sehr unzuverlässig sind. Nur wenige Firmen sind solid und verlässlich genug, um ausschließlich neue Moden anzubieten, dagegen soll es einige geben, die auf diese Weise ihre Ladenhüter loswerden wollen, ganz gleich, ob die Damen dann durch unmoderne Garderobe auffallen oder nicht.

Juliane, Troppan. Sie versprechen, so selten zu dichten, wie der Rosmarin blüht. Wir rathen Ihnen, sich die Moos zum Vorbild zu nehmen; die blüht nur einmal.

A. G., I. Bezirk Wien. Die Trauungskosten zahlen bei uns in Wien die Angehörigen der Braut. Doch sind die Hochzeitsbräuche sehr verschieden, so erfahren wir, daß in einem großen Theil Böhmens der Bräutigam das Brautkleid besorgt.

E. St. langjährige Abonnentin, Pilsen. Wie ein gebratenes, mit Kastanien gefülltes Spanferkel zuzubereiten ist, theilen wir Ihnen nachstehend mit: Das gereinigte Spanferkel reibt man nur inwendig mit Salz und Pfeffer aus. Herz, Lunge und Magen kocht man, hadt sie fein zusammen, vermischt sie mit der in rohem Zustande ausgestreiftem (also von den Fasern gereinigten) passirten Leber und mit grob geschnittenen, gebratenen Kastanien, salzt und pfeffert diese Fülle, gibt ein wenig Majoran und gehackte Citronenschale, eventuell ein wenig in Milch erweichte, passirte Semmeln und füllt mit diesem Ganzen den Bauch des

Thieres. Diesen näht man gut zu, befestigt dann die Füßchen des Thieres mit Spießen an dem Leibe und setzt das Thier über Querschnitten in die Pfanne. In die Pfanne gibt man ein wenig Wasser und schiebt sie in die heiße Röhre. Die aus der Haut des Ferkels dringende Feuchtigkeit muß man nach einiger Zeit wegwischen, um dadurch das Fleckigwerden der Haut zu verhindern. Das Ferkel wird dann mit Butter oder Speck bestrichen, muß, mit dem Rücken nach aufwärts gewendet, gebraten und darf nicht eingedreht werden. Während des Bratens soll es einige Male mit Fett und Bier bestrichen werden. Wenn es gebraten ist, wird es dicht unter dem Kopfe eingeschnitten, damit der Dunst entweichen könne. Das Braten dauert beiläufig 1 1/2 Stunden.

Einen Tisch humoristisch zu decken. Statt der Karten mit dem Namen der Personen legt man auf die bestimmten Plätze Zeichnungen, worin sich die Betreffenden erkennen, oder errathen müssen. Man kann viel Witz und Schelmerei in diesen Spaß hineinlegen, z. B.: einem Advokaten die verdrehte Gerechtigkeit; einem flatterhaften, jungen Manne eine Reihe zerbrochener Herzen. Man kann auch zur Abwechslung ein andermal statt Zeichnungen wirkliche Gegenstände hinlegen. Einer Dame die Rosa heißt z. B. eine Rose, u. zw. je nach dem Alter eine Knospe oder volle Blüthe u. s. w.

Harmlose Abonnentin. Die Röcke leichter Sommertoiletten werden vorzugsweise mit Taffet gefüttert; dieser Seidenstoff kann wegen seiner Steifheit — er muß in guter Qualität genommen werden — der Zwischenlagen entbehren. Am Rande und etwa 40 cm oberhalb desselben sind Aluminiumreifen anzubringen, durch die die Façon der Falten erhalten wird.

Antonie S., Hamburg. Das Lösungswort Ihres Problems hat uns sehr gefallen. Sie gestatten wohl, daß wir die Aufgabe anders einkleiden, da wir „st“ nicht als einen Buchstaben passiren lassen möchten. Freundlichen Dank!

Ein Sonntagskind. Viel Empfindung, keine originelle Begabung. Das wäre unser Urtheil über diese Arbeit. Sie steht zu Ihrer Verfügung.

Schwarze Augen. Ob es statthaft ist, daß junge Damen einen ehemaligen Verehrer ihre Verlobungs-Anzeige zuschicken? Es ist statthaft, aber wenn es nicht der Fall wäre — es würde doch geschehen.

Schlesierin. Wir haben Ihre Fragen brieflich beantwortet, doch ist uns der Brief als nicht befiellbar retournirt worden. Die Hefte 4 und 6 des V. und 14 und 22 des VI. Jahrganges sind noch vorrätzig und können durch unsere Administration zum Preise von je 25 kr. bezogen werden. Ein empfehlenswerthes Buch über den guten Ton, ist die „Elegante Hausfrau“ von Jda van der Lütt. Das Buch erschien bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien und kann direkt von dort oder durch jede größere Buchhandlung bezogen werden.

Hermine Reisl, Cosmanos. Das Leben dieser Königin war allerdings nicht flectenlos, aber alle Schauererzählungen eines Colportageromans sollten Sie doch nicht ernst nehmen.

Abonnentin in Fiume. Weißes Zellwerc kann auf chemischem Wege gereinigt werden.

Alte Abonnentin in Lubreg. Ein Doctor Sch., wie Sie ihn uns nennen, existirt in Wien überhaupt nicht. Das von Ihnen angegebene Mittel können wir weder anempfehlen, noch werden wir von dessen Benützung abrathen, weil wir seine Wirkung nicht kennen.

M. J. Das einfache Kaffegebed wird gewöhnlich farbig gewählt. Das elegante Gebed soll immer weiß gestickt werden.

Spiele und Räthsel.

Die Singschule.

Gesellschaftsspiel, mitgetheilt von Anny Josefina Kunze.

Die Mitspielenden sitzen in Kreisform. Einer ist „Vorsänger“ und trägt ein Lied vor, dessen Text und Melodie aus dem Grunde Alle kennen müssen, weil sie dieses Lied gleichzeitig mit dem Vorsänger mitsingen sollen. Plötzlich bricht der Vorsänger den Gesang ab, und Alle

müssen gleichzeitig mit ihm schweigen. Derjenige, dessen Stimme auch nur mit einer einzigen Silbe nachklingt, muß ein Pfand geben. — Man wird staunen, wie viele Pfänder es da regnet, und wie anhaltend gespritten und gelacht wird!

Auszahlräthsel.

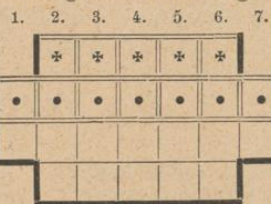


„ne Wienerin ist's, wie Ihr seht. — Was ist sie d'rum? — am Rand es steht.“

Palindrom.

An ein gewaltiges Werk der Modernen erinnert mein Name; Rückwärts gelesen, versteht er in homerische Welt. Inc.

Antikes Combinations-Räthsel.



A, A, B, D, E, E, I, I, I, I, L, L, N, N, O, O, O, R, S, S, S, W, Y.

Man setze vorstehende 24 Buchstaben so in die Figurfelder, daß die verticalen Reihen Wörter von folgender Bedeutung geben:

- 1. Strom in Sibirien.
2. Abgott (griechisch).
3. Stadt in Frankreich.
4. Nebenfluß der Donau.
5. Russische Hafenstadt.
6. Astrolog.
7. Animalisches Product.

Nach richtig erfolgter Einschreibung nennen die beiden mit Kreuzen und Punkten markirten Horizontalreihen je ein Dichtwort von einem berühmten Dichter des Alterthums.

Palindrom.

Läuft's ein Pferdchen unverdrossen, Trägt's den Reiter schnell von hinnen; Sieht's ein Bürschlein „rückwärts“ sprossen, Ist vor Freud' es schier von Sinnen. Sp.

Lösungen der Räthsel in Hef 17.

Räthsel: Mostar (Most — Ar).
Leitern-Räthsel:
E S Die beiden Vertikalreihen
L I M M A T seigen:
I E
S A T R A P Elisabeth — Stephanie.
A A H
B A T A V I A
E N
T O L S T O I
H E

Zweifelhige Charade: Dampfroß.



## Für Haus und Küche.

Küchenzettel vom 16 bis 30 Juni.



**Sonntag:** Sammelpflanzel in der Suppe, Fleisch mit Pilzlingssauce, gefüllter Lammsschlagel mit Häufelsalat, Obersschaum mit Himbeeren.

**Montag:** Gansersuppe mit Kaiserknödel, Spedbraten mit englischen Erbsen\*, Duletten.

**Dienstag:** Minestra, Kalbssteaks mit Spargelsalat, Marillenknödel.

**Mittwoch:** Nockerlsuppe, gefüllte Gurken, überdünstetes Rindfleisch mit Kartoffeln und abgeschmalzene Spargelbohnen.

**Donnerstag:** Grüne Erbsensuppe, eingemachte Hühner mit Reis, Beshamelfoch mit Erdbeerguß.

**Freitag:** Französische Suppe Krebs, Kirchenkuchen.

**Samstag:** Fledersuppe, Rindfleisch mit Gurkensauce, Butterknödel.

**Sonntag:** Hienconsomé, gefüllte Kohlrabi, Bachhühner mit gemischtem Salat Cafécromete.

**Montag:** Schwammisuppe, Rumpsteak mit kalter Kapernsauce und Röhlscheiben, Rosenkräpfchen.

**Dienstag:** Griesuppe, Schweinslendchen\*\* mit grünem Fijolensalat, Himbeertörtchen.

**Mittwoch:** Sauerrampersauce, gefüllte Tauben mit Weichselcompot, englischer Marillenkuchen.

**Donnerstag:** Nisibisi in der Suppe, Spargel, Karlsbaderfleisch mit Gurkensalat, Käse.

**Freitag:** Krebsuppe, Arme Ritter mit Kohlrabi, Rahmtrüdel.

**Samstag:** Frühlingssuppe, Fovellen mit Essig und Del, junge Hühner als Schnepfen mit Buttermilchpastetchen, Erdbeeren mit Obersschaum und Bäckerei.

**Sonntag:** Markwannele in der Suppe, gefüllte Eier, Gänsebraten mit Gurkensalat, unterlegte Marillensulze mit Zimmkarton.

\* **Englische Erbsen** (auf Verlangen). Man siedet größere Erbsen im Dampftopf mit Salzwasser, dem man etwas Pfeffermünzkrant oder in Ermanglung dessen ein Salzblatt beigegeben hat, weich, seigt sie ab, häuft sie auf einer erwärmten runden Schüssel auf, legt ein schönes Stück kalte, sehr gute Butter oben auf und bringt sie rasch, ehe die Butter ganz zerschmolzen ist, zu Tisch.

\*\* **Schweinslendchen** (Eingekendet von einer Abonnettin). Man schneidet von dem Lungenbraten eines jungen Schweines Scheiben wie für Beefsteaks herab, klopft sie länglich aus, gibt sie auf viel in Fett heißgemachte, geringelte Zwiebel, etwas Kümmel, Salz und Suppe darüber und läßt sie gut zugedeckt 15 bis 20 Minuten auf recht heißer Herdplatte dünsten. Man wendet sie während der Zeit nur einmal um, und kocht

zum Schluß den Saft mit etwas Suppe auf, läßt die Lendchen dann noch 5 Minuten auf dem Rande des Herdes ziehen, richtet sie mit dem Saft an und garnirt sie mit Salzkartoffeln.

**Erdbeeren in Zucker einzukochen.** Wir wollen zur Zeit der Beerenfülle nicht unterlassen, unsere freundlichen Leserinnen zu erinnern, daß Gartenerdbeeren, sowohl die großen Pröbstlinge wie die herrlich duftenden Ananaserdbeeren, in Zucker eingekocht ganz vorzüglich munden und, wenn es heißer wird, kühlend wirken. Man nimmt makellose, reife aber noch harte Früchte, läßt den Stengel kurz gestutzt daran, durchsicht sie mehrmals mit einer Nadel und läßt sie in bis zum Fluge gesponnenem Zucker 10 Minuten langsam kochen. In der halben Zeit kann man etwas Zitronensaft hinzugeben, damit die Farbe schöner bleibt. Man rechnet für 1 Kilo Beeren 80 Deka bis 1 Kilo Zucker, füllt sie lauwarm in Gläser, verbindet sie erkaltet und läßt sie noch einige Minuten im Dampft kochen.

**Scherbet.** Man rührt den Saft frischer Erdbeeren, Himbeeren, Ribisel oder dergl. je  $\frac{3}{10}$  Liter mit 1 Kilo pulverisirtem Zucker in einem neuen Weidling mit einem neuen Kochlöffel beiläufig eine  $\frac{1}{2}$  Stunde lang. Hierauf stellt man die Mischung auf den Herd und läßt sie daselbst bis sie den ersten Siedestoff erhält und sich eine Blase zeigt. Dann zieht man sie zurück, läßt sie etwas bei Seite stehen, stellt sie dann wieder bis zu einem Siedestoff auf die heiße Platte. Dieses Verfahren wiederholt man 14 mal. Voran man den Scherbet überkühlen läßt, in kleine Gläser füllt, mit rungetränkten Papier bedeckt, und wohl verbunden aufhebt.

**Culinarisches.** Der Italiener, vor die Wahl gestellt dem Olivenöl oder der Butter, dem Schmalze zc. für Speisenerbeitung den Vorzug zu geben, wird sich sofort für sein delicates Olivenöl entscheiden. Der Deutsche dagegen hat im Allgemeinen keine große Achtung vor Tafelölen, denn das, was ihm gewöhnlich als Nixeröl und anderweitiges Speiseöl unterkommt, ist ihm als sehr mäßiger Genuß bekannt. Und doch ist feines, echtes Olivenöl eine Delicatesse, welche mancher Speise, insbesondere dem Salat, überhaupt erst Werth verleiht und es erklärt, daß man es anderwärts als Nahrungsmittel und Würze für jeden Tisch enorm schätzt. Um sich die Ueberzeugung hiervon zu verschaffen, verjuche man es mit echtem Provençer Olivenöl aus der Delniederlage, »Zum Delbaum«, Wien, I., Tegetthoffstraße 1.

### Miscellen.

**Die geplante internationale Hygiene-Ausstellung in Berlin.** Den Leitern des in Berlin begründeten Nationalvereines zur Hebung der Volksgefundheit ist von der königlich preussischen Regierung das alte Reichstagsgebäude für die gemeinnützigen Zwecke des Vereines zur Verfügung gestellt worden. Man beabsichtigt, in diesen Räumen in erster Reihe eine permanente internationale Hygiene-Ausstellung ins Leben zu rufen. Zur Vorbereitung der erst im Herbst ins Leben tretenden Ausstellung werden im Sommer bereits Theilausstellungen arrangirt, und zwar eine solche der Patent- und Musterschutznovitäten auf hygienischem Gebiete und eine Special-Ausstellung für Sport, Spiele und Turnen.

## Mattoni's Ciesshübler

Fr. Watzek's Lager aller in- u. ausl. Mehl-Specialitäten

befindet sich jetzt: Wien, I., Bräunerstrasse 12, Ecke der Stallburggasse

Institut Liste

Pensionat, V., Nikolsdorferstrasse 8.

Mädchen-Lyceum.

Schule jetzt I., Kärntnerstrasse 32.

## Berndorfer Metallwaaren-Fabrik ARTHUR KRUPP.

VERSILBERTE TAFELGERÄTHE,

BESTECKE, TAFEL-AUFSÄTZE,

GIRANDOLS, THEE- UND KAFFEE-SERVICES  
ETC. ETC.

## REIN-NICKEL- KOCHGESCHIRRE.

KUNSTBRONZE.

NIEDERLAGEN:

WIEN: I., WOLLZEILE 12, I., GRABEN 12, I., BOGNER-

GASSE 2, VI., MARIAHILFERSTRASSE 19-21.

BUDAPEST, WAITZNERGASSE 25 PRAG, GRABEN 87

## Ludwig Nowotny

Handarbeits-Specialitäten-Geschäft

Wien, I., Freisingergasse 6.

Alle Arten Stickereien, Häklereien, Montirungen, wie sämtliche dazu gehörende Materialien. Auch die nicht unter meinem Namen in der »Wiener Mode« erscheinenden Handarbeiten und Arbeits-Materialien sind stets auf Lager. — Muster- und Auswahl-Sendungen auf Wunsch umgehend. 2298

HAGENBERGER Schlosskäse  
Theebutter.

Zu haben in allen renommirten Delicatessen- und Käse-Geschäften, Restaurants etc. etc.  
Depôt: Wien, I., Ballhausplatz 4. 2292

Ateliers für Wohnungs-Einrichtung  
2403 Brandt & Grünholz,  
Wien, II., Praterstr. 50.

Zur Besorgung von

Commissionen aller Art in Wien

(Einkäufen, Bestellungen, Mustersendungen u. s. w.)

wird

Frau Emma Mayer, IX./1, Wasagasse 8,

den P. T. Abonnetinnen der »Wiener Mode« als vertrauenswürdig  
bestens empfohlen. 1731

Mit diesem Hefte endet das III. Quartal.

Um rechtzeitige Erneuerung der ablaufenden Abonnements wird ersucht!

# WIENER MODE



Mit dem nächsten Hefte erscheint die „Wiener Kinder-Mode“ Nr. 10 sowie ein Schnittmusterbogen als Gratisbeilage.